



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutschostafrika in hellerem Lichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

kann aber da, wo sich ein Verkehrswert gebildet hat, immer nur dieser gelten. Will man also dem Anerben eine Gunst erweisen, so mag man das ausdrücklich sagen, nicht aber den Vorteil, den man ihm zuwenden will, unter einem falschen Wertbegriff verstecken. Zwei verschiedene Wertbegriffe aufzustellen, kann nur dazu dienen, die ohnehin so schwierige und leicht zu Irrungen führende Lehre vom Werte noch mehr zu verwirren.



Deutschostafrika in hellerem Lichte



ie wissenschaftlichen und litterarischen Erfolge der Deutschen in Afrika sind noch immer größer und zweifelloser als die politischen und kolonialisatorischen. Wislmann und Peters haben gezeigt, daß es Deutsche giebt, die als Forscher und Schriftsteller tüchtiges und im Praktischen das höchste leisten. Auch geht jetzt sicher ein viel kräftigerer Hauch praktischer Erfahrung und Bestrebung selbst durch unsre gelehrtesten und bestgeschriebnen Bücher über Afrika als früher. Aber sicherlich sind unsern Landsleuten bisher mehr afrikanische Plantagen als Bücher verunglückt, und die litterarischen Pläne zeigen eine sichrere Zeichnung und Ausführung als die kolonialisatorischen. Das ist ja sehr natürlich. Unsre jungen Forscher kommen fertig geschult hinaus, während unsre Koloniengründer erst vom ABC an lernen, verlernen und wieder lernen mußten. Nun, wir haben ja unter beträchtlichen Widerwärtigkeiten so manchen schönen Plan verwirklicht, sogar das einige deutsche Reich, warum sollen wir nicht auch dort theoretisch voraus sein und praktisch noch zur rechten Zeit nachkommen? Sedenfalls wollen wir uns der schönen und gediegenen Bücher der deutschen Afrialitteratur freuen, und um so inniger, je enger sie sich, ohne Schaden für ihre Gründlichkeit, immer mehr an die praktischen Bedürfnisse des jungen Kolonialvolkes anzuschließen suchen.

Das laufende Jahr hat uns zwei neue Werke über Afrika gebracht, die wir gerade auf ihre praktischen Ergebnisse hin einmal näher prüfen wollen: Friedrich Stuhlmanns Werk: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika und das Buch Oskar Baumanns: Durch Massailand zur Nilquelle (beide im Reimerschen Verlag in Berlin erschienen); Stuhlmanns Werk trägt noch den bedeutsamen Nebentitel: Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert. Beide Bücher sind glänzend ausgestattet, mit Illustrationen und sehr guten Karten reich versehen, beide bringen sehr viel neues, besonders für die Geographie und die Ethnographie, beide beruhen auf gründlicher Arbeit und haben dabei noch den großen Vorzug,

lesbar zu sein. Der Versuchung, weitere Parallelen zwischen beiden zu ziehen, weichen wir aus. Sie würde uns von der Aufgabe abziehen, die wir uns gestellt haben: mit diesen beiden Büchern in der Hand zu fragen, wieviel unsre Beurteilung und Behandlung der praktischen kolonialpolitischen Probleme Deutschostafrikas durch sie gewonnen hat. Wir wollen diese Frage um so einseitiger stellen, als sie merkwürdigerweise in den zahlreichen Äußerungen der Fachblätter und anderer Zeitschriften und Zeitungen über sie gar nicht in den Vordergrund getreten ist. Hoffentlich stehen wir mit der Auffassung nicht allein, daß für das koloniale Deutschland jedes Buch über Afrika eine praktische Seite hat, und daß wir nicht zu gelehrt sind, um für unsre Kolonialangelegenheiten mit Heißhunger zu lernen, wo man uns lehren will.

Wir finden es bezeichnend, daß sowohl Stuhlmann als Baumann — Stuhlmanns Buch ist ein paar Wochen vor dem Baumannschen erschienen — mit Kapiteln abschließen, in denen sie ihre Meinung über die wirtschaftliche Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit Deutschostafrikas darlegen. Stuhlmann zeigt sich dabei in erster Linie als Gelehrter von großem Wissen. Er hat in Deutschostafrika eine fünfjährige Erfahrung. Freilich hat er als Zoolog angefangen, und die Zoologie hat ja selbst in dem Lande des Elfenbeins nur eine sehr mittelbare Beziehung zur Kolonialpolitik. Aber er ist bald zur Geographie übergegangen, hat schöne Karten geliefert und sich an der Seite Emin Paschas tief in die Ethnographie eingearbeitet. Daß er so manches kolonialpolitische Problem mit Emin durchgesprochen hat, hebt er selbst hervor. Wir hören nicht bloß Stuhlmanns, sondern auch Emin Paschas Ansichten aus Stuhlmanns Buch, außerdem bringt es ganze Kapitel aus der Feder oder vielmehr nach dem Diktat des merkwürdigen Mannes.

Baumann ist ein Mann der Thatfachen, klar, bestimmt, mit einem ausgesprochen praktischen Zug. Wo sein Buch Urteile giebt, überzeugt es fast immer. Das wissenschaftliche Interesse fehlt ihm zwar durchaus nicht, er hat vielmehr gerade durch seine letzte Reise die Geographie und Ethnographie Ost- und Innerafrikas wesentlich bereichert, seine kleine Arbeit über den obern Kongo, eine Erstlingsarbeit, ist eine Perle in der einschlägigen Litteratur. Aber wir glauben doch, daß sein Beruf mehr auf der Seite der Praxis liegt, und hoffen, daß er eines Tages in der Verwaltung einer deutschen Kolonie ebenso die ihm zusagendste Stelle finden wird, wie sie Stuhlmann zu unsrer Freude gefunden hat.

Aus Stuhlmanns geologischer Beschreibung und Karte geht hervor, daß unser Deutschostafrika Teile eines uralten Erdstücks sind, in dem Gneis und krystallinische Schiefer etwa so wie in manchen von unsern deutschen Mittelgebirgen vorkommen. Diese alte Scholle ist durch unbekannte Kräfte in mehrere Stücke zersprengt, deren Bruchlinien hauptsächlich zwischen Nordnordwest und Südsüdost ziehen. Doch giebt es auch kleinere Querspalten. Aus

den Bruchspalten sind die Feuerströme der vulkanischen Thätigkeit hervorgebrochen, und zwar teils in uralter Zeit, wo sie Granit ergossen, teils in neuer, wo sie Vulkane aus Laven und Tuffen aufbauten. Nur an der Küste haben sich geschichtete Steine abgelagert, deren Versteinerungen an Schichten der Zuraformation des Dekan erinnern, wie denn überhaupt der geologische Bau des südlich vom Ganges gelegnen Indiens und wahrscheinlich auch Madagaskars an Ostafrika erinnert. Auf dieser einfachen geologischen Grundlage ruht Bodengestalt und Beschaffenheit des äquatorialen Ostafrika. Gleich hinter dem Küstenfaum haben wir inselartige Schollen krystallinischen Landes, das ostafrikanische Schiefergebirge, dann eine Bruchspalte, in der die großen Vulkane Kilimandscharo, Meru und Kenia aufgestiegen sind, und die man vielleicht im Panganithal südwärts verfolgen kann, und weiter westlich eine noch größere Spalte, in der eine ganze Anzahl von Seen steht, ein Stück des ostafrikanischen „Grabens,“ dann wieder ein mächtiges Granitplateau, das Baumann nach seinem wichtigsten Lande Unyamwezi genannt hat, und dann eine zweite Kette von Inseln schiefriger Gesteine, das zentralafrikanische Schiefergebirge, in dem die Quellen des Nil liegen. Dieses stürzt steil in den großen zentralafrikanischen Graben, auf dessen Sohle der Tanganjikasee steht. Für die Bodenformen bedeutet dieser Bau ein Vorwalten der Hochebenen und den Mangel jener Faltengebirge, die einen so großen Teil unsers heimatlichen Bodens mit mannichfach wechselnden Bildern schmücken. Hohe Berge treten uns nur vereinzelt in den Vulkanen entgegen. Die Oberfläche der sogenannten Schiefergebirge ist nur wellig, auf weite Strecken ganz eben. Die schärfsten Züge in der Physiognomie des Landes sind die beiden größern „Gräben“ mit ihren steilen Rändern. Es ist klar, daß dies äußerst günstige Bedingungen für die Anlage von Verkehrswegen sind, die in hoffentlich nicht ferner Zeit auch für den Eisenbahnbau werden nutzbar gemacht werden.

Die alten Gesteine liefern im tropischen Klima einen eisenreichen Thonboden von roter Farbe, den vielgenannten Laterit Zentralafrikas, der mäßig fruchtbar bei hinreichender Befechtung ist. Durch Beimischung organischer Bestandteile geht er in vegetationsreichen Niederungen in dunkle Erde über, die Dasen von großer Fruchtbarkeit schafft. Es giebt in Deutschostafrika unterhalb der Schneeregion der hohen Vulkane wenig ausgedehnte Gebiete, die bei mäßiger Wasserzufuhr unfruchtbar wären. Weitere Strecken des Innern, als man früher glaubte, sind jetzt von Stuhlmann und Baumann als wasserreich und fruchtbar nachgewiesen worden. Die Pessimisten, die das Innere von Deutschostafrika als Wüste bezeichneten, sind mit jeder neuen Expedition mehr widerlegt worden. Sie haben den heutigen Zustand der Brache als notwendig angesehen, während er nur zufällig ist. Es ist ein ganz einseitiger Standpunkt, bei der Beurteilung eines Landes immer nur den Boden ins Auge zu fassen und die Menschen darüber zu vernachlässigen. Ein dünn bevölkertes und an

manchen Stellen unbevölkertes Land, wie Deutschostafrika — zwei bis drei Millionen auf einem Raum, der fast doppelt so groß ist als Deutschland —, verführt leicht zu solchem Mißgriff. Engländer, die Indien kennen, haben auf die Menschenmassen hingewiesen, die Indien hat und Afrika fehlen. So jüngst noch Lugard, der beide gut kennt. Ob Deutschostafrika mehr oder weniger fruchtbar ist, ist heute viel weniger wichtig, als wo man Menschen herbekommt, die unzweifelhaft fruchtbareren Gebiete zu bebauen. Selbst die Sahara wird eines Tages fruchtbarer sein, wenn es erst gelungen sein wird, ihre Völker zu friedlicher Arbeit zu vereinigen. So ist in Ostafrika die Menschenfrage unendlich viel wichtiger als die Bodenfrage. Die eine wird großenteils durch die andre gelöst werden.

Hierin hauptsächlich sehen wir den praktischen Wert der ethnographischen Beiträge, die beide Forscher in ihren Büchern geliefert haben. Beide haben uns im Westen unsers Schutzgebiets ganz neue Völker kennen gelehrt und zur Kenntnis der scheinbar wohlbekannten wesentliche Beiträge geliefert. Die Snder und Araber und Suaheli bleiben zwar die alten, die Snder die Bankiers und Bucherer, die Araber ihre Unternehmer, teilweise auch selbständige Kaufleute und Grundbesitzer. Das arabische Element ist offenbar auch ohne den Aufstand, in den es sich unbedachterweise eingelassen hatte, durch den Rückgang der Handelszweige geschwächt, denen es seine Bedeutung dankte: des Elfenbein- und Sklavenhandels in den mittlern und südlichen Teilen des Schutzgebiets. Die Niederwerfung der Sklavenhändler westlich vom Tanganjika im Kongostaat hat sie eines wichtigen Rückhalts beraubt. Nun sehen wir aber aus Stuhlmanns und Baumanns Berichten, wie sie auch in dem Zwischenengebiet durch ihre unkluge Haltung in den innern Händeln Ugandas an Boden verloren haben, und wie wenig sie in dem zukunftsreichen Nordgebiet Deutschostafrikas bedeuten.

Um so mehr treten die Eingebornen hervor, deren Sonderung in drei große Gruppen aus diesen Büchern noch deutlicher wird als bisher: die altansässigen ackerbauenden Neger; die vom Süden hereingebrochenen raubenden, kriegerisch organisierten Kaffern, die unter den allerverschiedensten Namen (Wan-goni, Masitu, Maviti, Wabehe u. a.), unter denen sich auch nachlässige oder mitgerissene Neger verbergen, aber immer mit den äußern Merkmalen der Sulu, fast durch das ganze Gebiet verteilt sind; endlich die vom Norden in südlichen und südwestlichen Richtungen wandernden Hirten, die teils mit den Nilvölkern, teils mit den hamitischen Hirten des Galla- und Somalilandes näher verwandt sind. Die beiden ersten Gruppen sind Neger, aber mit vielen Spuren von Mischungen mit den hellfarbigen, großäugigen, schmalgesichtigen Hirten. Hauptsächlich auf die Arbeit der Neger ist zunächst das Gedeihen unsrer ostafrikanischen Kolonie zu begründen. Der Neger hat in den Augen fast aller Beurteiler deutschostafrikanischer Verhältnisse immer mehr gewonnen.

Im allgemeinen wird ja heute der Neger günstiger beurteilt als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Der Grund ist so einfach wie in vielen andern Fällen: man hat ihn besser kennen gelernt. Besonders in Deutschostafrika sind manche Stämme ausgezeichnet durch wirtschaftliche Tugenden, die sie der Kolonialverwaltung wertvoll machen müssen. Mit wenigen Ausnahmen sind sie hier fleißiger und unternehmender als in Westafrika. Die Beimischung hamitischer Elemente hat hierzu wohl schon lange mehr beigetragen als die Schule der Araber. Baumann hat unter den wenig berührten Völkern des Nordens einige gefunden, auf die er große Hoffnungen setzt, wie die Wambugwe. Beide aber, Baumann und Stuhlmann, heben vor allem die Tüchtigkeit der Wanyamwesi hervor, der Bewohner jenes großen hügeligen Granitplateaus südlich vom Viktoriassee, zwischen der Ostküste und dem Tanganjika. Unyamwesi ist ein Land von mäßiger Fruchtbarkeit, mit Strecken, die ganz unergiebig sind, und Gebieten, besonders im Norden, die reichlich tragen. Die Wanyamwesi hat man schon vor vierzig Jahren, als sich die Aufmerksamkeit der Araber zuerst auf das äquatoriale Ostafrika richtete, als Träger der Karawanen gelobt, die dem arabischen Einflusse und dem der vielgewürfelten Küstenmischrasse der Suaheli besonders zugänglich seien und durchaus nicht das stumpf ablehnende Verhalten so vieler Negervölker gegen die Verbesserung ihrer Lage zeigten. Als Träger wanderten sie nach der Küste, brachten europäische Waren zurück in ihr Land, wo sie den Geschmack dafür verbreiteten und andre anregten, sich Karawanen anzuschließen. Sie machten bald auch selbständige Züge ins Innere, zu dessen Erschließung sie wesentlich beigetragen haben. Daß sie auch tüchtige Ackerbauer sind, lehrten die frühesten Beschreibungen von Unyamwesi, die schon die in manchen Strecken sorgfältige Bebauung des Bodens und die dichtere Bevölkerung zu erwähnen fanden. Daran knüpft sich nun ein neues Interesse unsrer erleuchteter Kolonialpolitiker, die die Wanyamwesi in blühenden Ackerbauansiedlungen jenseits ihrer Grenzen, Baumann z. B. in Uffandani und Unyanganji, finden und sich die Frage vorlegen: Wären nicht diese fleißigen, unternehmenden und wanderlustigen Leute die rechten Besiedler der zahllosen, nicht von Natur, sondern wegen des Mangels menschlicher Arme nutzlosen, öden Strecken des Innern von Deutschostafrika? Baumann hat selbst eine Wanyamwesikolonie in Ubugwe gegründet, die unglaublich rasch aufblühte und für die Nachfolger auf seinem Wege ein Stützpunkt von hohem Wert geworden ist. Seine Bemerkung: „Solche Ansiedler, die ihre Existenz an ein Land knüpfen, haben eben ein unmittelbares Interesse, mit den Eingebornen einen *modus vivendi* zu finden, und verstehen es, rasch Einfluß zu gewinnen,“ und sein Vorschlag, in die weiten Maschen des Netzes der festen Ansiedlungen der Schutztruppen Wanyamwesiposten einzuschalten, verdienen Beherzigung.

Sehr beruhigt kann man nach diesen letzten großen Erforschungen, die keinen größern Winkel im Norden und Westen des Schutzgebiets unaufgehellt

gelassen haben, die politischen Verhältnisse der Eingebornen ansehen. Die für afrikanische Verhältnisse großen Staatenbildungen, die jene hellfarbigen Hirten dem Nacken der ihnen unterworfenen Neger aufgezwungen haben, reichen nicht hier herein. Sie sind, in kleinern Formen, früher wahrscheinlich in dem nordwestlichen Winkel des Schutzgebiets vorhanden gewesen. Gegenwärtig herrscht überall politische Zersplitterung und Lockerung, und das Selbständigkeitsgefühl der Häuptlinge, die gewöhnlich treffend als „Dorfschulzen“ bezeichnet werden, läßt keinen Zusammenschluß der Getrennten befürchten, der übrigens in der Geschichte der Neger unerhört wäre. Über die Frage der Besiedlung Deutschostafrikas mit deutschen Ackerbauern, die letzten Sommer Karl Peters von neuem mit dem Hinweis auf die malariefreien Höhen über 1300 Meter bejaht hat, spricht sich Baumann sehr vorsichtig aus. Er bestreitet nicht die Möglichkeit. Am besten läßt sich wohl seine Ansicht so wiedergeben: Die hochgelegenen und wasserreichen deutschen Masaigebiete von Traku bis Mau eignen sich dafür, wenn sich überhaupt im tropischen Afrika Länder für solche Besiedlung eignen; aber wegen ihrer großen Entfernung lassen sie sich nicht unmittelbar in Angriff nehmen, dazu passen vielmehr die küstennahen Hochweidegebiete Usambaras, Pares und vielleicht die Abhänge des Kilimandscharo. Außerdem muß die Besiedlung mit eingebornen Ackerbauern vorangehen. Baumann spricht sich nicht über den Grund dieser Verbindung der Besiedlung mit Europäern und mit Eingebornen aus, die er als notwendig bezeichnet. Wahrscheinlich hat er mehr die allgemeine Konsolidierung der Verhältnisse als die Vorbereitung von Arbeitskräften für die europäischen Ansiedler im Auge. Wir lesen aber aus seiner Darstellung noch etwas andres heraus, nämlich die Erwartung, daß sich mit der Zunahme der Negerbevölkerung nach Maßgabe der Bodenbeschaffenheit und Bodengüte, die hier nachgewiesen wird, notwendig Erzeugung und Verbrauch der verschiedensten Waren heben müssen und damit Handel und Verkehr eine Steigerung erfahren werden, die mittelbar der europäischen Einwanderung zu gute kommen muß.

Darüber lassen uns beide Forscher nicht im Zweifel, daß der bisherige Handel nicht so fort dauern kann. Auf den südlichen und nördlichen Wegen waren es hauptsächlich zwei Waren, die den ostafrikanischen Strand erreichten: Sklaven und Elfenbein. Der Sklavenhandel hat als legitimer Handel aufgehört, und wenn noch heimlich Sklaven an die Küste gebracht werden, so werden es mit dem Fortschreiten des Friedens und der Ordnung im Lande und in den belgischen und englischen Nachbargebieten immer weniger werden. Der Elefant ist in den östlichen Teilen Deutschostafrikas ausgerottet, und in den westlichen wird er immer seltner. Die größte Menge des an die ostafrikanische Küste gelangenden Elfenbeins stammt schon heute aus dem englischen Machtbereich, wird aber mit der Beruhigung, die in den obern Kongoländern mit der Niederwerfung der Sklavenhändler eingetreten ist, immer mehr den

Kongoweg einschlagen. Die Vollendung der Kongoeisenbahn wird diese Wandlung befestigen. Deutschostafrika wird die große Bedeutung verlieren, die es als Durchgangsland für die innerafrikanische Ausfuhr in den letzten Jahrzehnten besonders durch die Araber gewonnen hat. Hier erhebt sich nun die wichtigste aller wirtschaftlichen Fragen für unser ostafrikanisches Schutzgebiet. Welche neue Quellen sind zu erschließen, um den Handel zu beleben, d. h. um die deutschen Waren zu bezahlen, an die man die Eingebornen natürlich nur wird gewöhnen können, wenn man sie vorher gewöhnt hat, Gegenwerte zu erzeugen und in den Handel zu bringen? Hier betont besonders Baumann neben dem Kautschuk und dem Mimosengummi die bisher oft verächtlich angesehenen, wegen ihrer wüstenhaft wasserarmen Umgebung wohl gar verwünschten Salzlager. Er giebt Analysen von fast chemisch reinem Steinsalz aus Uvinsa, aus der Nyarasteppe in der Gegend des Cyassasees und vom Balangdasee. Ungeheure Gebiete des äquatorialen Afrikas entbehren des Salzes, wenigstens an der Oberfläche und in Quellen. Uganda und Unyoro haben blutige Kriege um ein paar Salzlachen am Albert-Eduardsee geführt, und viele Neger erzeuhen Salz mit schlechschmeckendem Aschensalz aus Bananenblättern. Im innern Handel spielt schon heute das Salz der Nyarasteppe eine große Rolle, und das von Uvinsa geht bereits über die Westgrenze nach Manyema. Es ist keine Frage, daß für die Versorgung der salzarmen Negerländer das Salz von Deutschostafrika die größte Bedeutung gewinnen und daß sich darauf ein lebhafter Handel gründen wird. Eisen stellen die Eingebornen her, und früher soll gelegentlich etwas Gold an die Küste gelangt sein. Die Hauptsache aber wird natürlich der Ackerbau zu leisten haben, zu dem viele Negervölker von Deutschostafrika anererbte Neigung und Übung mitbringen. Eine Verwaltung, die die Unruhe schaffenden Völkergegensätze niederhält und zuletzt ausgleicht, findet heute den Boden besser vorbereitet als seit Jahrzehnten, da die kriegerischen, überquellenden Hirtenvölker der Steppenhochebenen durch verwüstende Viehseuchen außerordentlich geschwächt sind, sodaß sich manche von ihnen notgedrungen dem Ackerbau widmen, andre sich freiwillig in die Sklaverei verkaufen haben. Die Ackerbauvölker haben für lange vor diesen ihren Peinigern Ruhe, sie beginnen, sich auf frei gewordenem Land auszubreiten, das früher die Hirten mit Beschlagn belegt hatten, und es wird nötig sein, diese freiwillige, natürliche Kolonisation zu unterstützen.

Dabei erheben sich die Fragen nach der Menge und Verteilung des guten Landes, nach den Früchten, die es tragen wird, und nach den Arbeitskräften. An anbaufähigem Land ist kein Überfluß. Vielleicht ein Drittel des Landes kann heute als anbaufähig gelten. Es liegt zunächst auf den Inseln und in dem schmalen Küstenstreif, dann in den fruchtbaren Bergländern Ujagara, Unguu, Ujambara, Pare, Kilimandscharo, Uera und in kleinern Dasen weiter westlich und in der großen seenreichen Einsenkung des sogenannten inner-

afrikanischen Grabens. Alle diese Landschaften lassen sich aber nicht mit dem fetten Boden der wasserreichen, üppig bewachsenen hügeligen Hochebene des Masaiplateaus vergleichen. Unyamwezi und die Länder am Ostrande des Ukerewe sind trockner, aber doch anbaufähig, und die Gebiete zwischen diesem See und dem Tanganjika sind vorherrschend fruchtbar. Außer den Hirsearten und den Bananen, diesen Grundlagen des Ackerbaues und der Ernährung der Neger, ist besonders Weizen ins Auge zu fassen, der bereits mit Erfolg besonders auf trockenem Boden gebaut wird, auch Baumwolle, Reis und die ölreichen Erdnüsse. Jetzt ist die Ölpalme, die in Westafrika mit Recht „der Freund des Negers“ genannt wird, da sie ihm ein Handelsprodukt liefert, das an die Stelle der früher allein aus gewissen Teilen Westafrikas ausgeführten Sklaven getreten ist, in Ostafrika fast unbekannt. Wildwachsend reicht sie aber bis an die äußersten Ränder des Kongobeckens, sogar bis an das Ostufer des Tanganjika. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß sie nicht von diesem äußersten Rande unsers Schutzgebiets aus in alle hinreichend feuchten Gebiete akklimatisirt werden könnte. Die Kokospalme wird schon häufiger auf den Inseln und Küstenstrichen angebaut.

Die Transportfrage ist bekanntlich überall im äquatorialen Afrika eine Lebensfrage. Der Sklavenhandel ist in manchen Gegenden nur darum so aufgeblüht, weil die Menschen die brauchbarsten Transporttiere für das Elfenbein waren. Eine Ware trug die andre. Wenn nun der Sklavenhandel aufhören muß, entsteht die Frage, wie die zu erzeugenden Güter an die Küste zu bringen sind. Kamele und Pferde reichen nur eben bis an die Nordgebiete unsrer Kolonie, für die Wagenkarawanen Südafrikas scheinen die Rinder der Nomaden nicht brauchbar, und die vorzüglichen Maskatesel tragen zu wenig. Der Vernichtung der Elefanten muß auch aus dem wichtigern Grunde noch entschiedener als bisher entgegengetreten werden, weil man aus ihnen vielleicht Transporttiere gewinnen könnte. Die Frage, ob der afrikanische Elefant zu zähmen sei, ist noch nicht entschieden. Die Versuche der Belgier, mit indischen Elefanten in Ostafrika zu reisen, sind einmal gemacht worden und gescheitert, weil sich die Tiere nicht an die ostafrikanischen Futterpflanzen gewöhnten. Aber Zähmungsversuche an afrikanischen Elefanten mit Hilfe von indischen sind noch nicht angestellt worden. Sie sind ganz unabhängig von der ungelösten Frage, die Livingstone so viel Kopfzerbrechen machte, ob sich die punischen Elefantenheere einst in Afrika oder Indien rekrutirten. In der Natur und den Gewohnheiten des afrikanischen Elefanten scheint nichts zu sein, was einem Zähmungsversuch von vornherein alle Aussicht nähme. Stuhlmann glaubt an das Gelingen.

Einstweilen und sicherlich noch für viele Jahre spielt der Karawanenverkehr die Hauptrolle, was aber nicht ausschließt, daß in seiner Methode und seinen Richtungen noch bedeutende Änderungen eintreten können, wie sie sich

schon seit Jahren vorbereiten. Sein Handelsgebiet verengt sich von Westen her durch die Erschließung des ganzen Kongobeckens und von Norden her wird der Verkehr in den Nil geleitet werden, sobald den Engländern die Herstellung der Ordnung in Uganda und Unyoro gelungen sein wird. Endlich zieht im Süden der Nyassa an. Zwei große Wege werden trotzdem noch lange verkehrreich und politisch wichtig bleiben.

Die Masaikarawanen, von Mombas, Wanga, Tanga oder Pangani ausgehend, nach Baumanns Ansicht älter als die auf dem südlichen Wege über Tabora, sind heute an Zahl größer als die übrigen, selten unter, oft bis 500 Mann stark und bestehen aus bewaffneten Küstenleuten. Ihre Unternehmer sind Indier, die Leiter Suaheli, selten Araber. Sie ziehen bis Taveta oder Aruscha, wo sie sich in kleinere Trupps auflösen. Ihr nächstes großes Ziel ist Njemps am Baringo, von wo Reisen nach Kamassia, Kavirondo und an den Rudolfsee unternommen werden. Die wenigstens in frühern Zeiten kriegerischen Eingebornen, die Menschenleere weiter Gebiete, der Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln machen diese Wege schwer. Die Karawanen sind der leidende Teil und müssen auf ihrer Hut sein, um nicht angegriffen zu werden. Sie rasten in befestigten Lagern. Das Elfenbein und die wenigen Sklaven, die sie an die Küste bringen, bezahlen sie baar. „Ein Drittel der Leute ist fast immer dem Untergange geweiht.“ Man kann voraussehen, daß diese Karawanen, sobald durch die Niederhaltung der ohnehin durch Viehseuchen und verlustreiche Kämpfe mit Deutschen und Engländern geschwächten Masai und die Wiederausbreitung des Ackerbaues bessere Verhältnisse geschafft sein werden, nur zunehmen und einen großen Teil der Ausfuhr aus den Ländern am Uferewe an sich ziehen werden, soweit sie nicht die Engländer auf ihren schwierigen Weg nach Mombas lenken können.

Die Taborakarawanen, die eine ganz andre Zusammensetzung und Methode haben, gehen von Sadani und Bagamoyo aus. Arbeiten sie auch mit indischem Gelde, so werden sie doch fast nur von Arabern geleitet. Unter weniger kriegerischen Völkern und in nicht ganz so rauhem Lande treten sie, zwar kleiner an Zahl, entschlossener auf. Die Nahrungsmittel nehmen sie sehr oft den Eingebornen weg, das Elfenbein lassen sie durch ihre Jäger erjagen, und die manchmal sehr zahlreichen Sklaven, die sie an die Küste bringen, haben sie oft auf eignen Razzias gefangen. Sie gründen immer feste Niederlassungen, von denen aus sie ihre Züge machen. Und diese Niederlassungen haben sich an manchen Punkten, wie Tabora, Kasongo, Nyangwe, zu Mittelpunkten großer Herrschaftsgebiete entwickelt, in denen die Araber, die als Karawanenführer gekommen waren, wie Fürsten schalteten. Als langjähriger Hauptweg zu den großen Seen, als Weg der ersten Entdecker und Reisenden hat der Weg von Bagamoyo über Tabora nach Udschidschi am Tanganjika und an den Uferewe eine hervorragende Wichtigkeit und Berühmtheit gewonnen. Die deutsche Ver-

waltung hat ihn viel früher als die nördlichen Wege militärisch gesichert; es geschah hauptsächlich durch Emin Pascha, und Stuhlmann giebt daher eingehende Mitteilungen darüber. Er kennt diesen Weg genau, und es ist nicht zu verwundern, daß er auch den Bau einer Eisenbahnlinie von der Küste nach Tabora für praktisch hält, weil sie ohne wesentliche Schwierigkeiten des Geländes mitten durch das Schutzgebiet durchführt, deshalb beiderseits die größten Gebiete ausschließt. Von ihr als Hauptlinie aus würden Seitenlinien zu bauen sein, und die Endgebiete müßten die drei großen Seen im Süden, in der Mitte und im Norden bilden, deren Wasserflächen von der Ausdehnung eines Viertels von Deutschland große Verkehrsgebiete bilden. Das Motiv „Nicht umsonst haben die Händler seit Jahrzehnten die Linie über Tabora gewählt“ ist aber doch nicht so ganz einleuchtend, weil ja gerade die Blüte des Verkehrs mit und über Tabora mit einem Handelsbetriebe zusammenhängt, der jetzt im Schwinden ist, und dessen Reste einst wahrscheinlich sehr klein sein werden. In der That spricht auch Baumann nicht dieser Linie das Wort; er sagt, daß bei ihrer Empfehlung die täuschende Vorstellung obwalte, als werde Tabora auch in Zukunft die Rolle spielen wie seit einigen Jahrzehnten. Außerdem führt er gegen sie die Steppen und Wüsten an, durch deren größte Breite sie zu legen wäre, wobei die fruchtbarsten Gebiete alle seitab liegen bleiben würden. Er spricht sich für eine nördlichere, aber ziemlich gerade Linie von Tanga zum Spekegolf aus, die dem Ruwa folgend zum Kilimandscharo und von da am Nordende des Manyarasees und des Ghasijisees vorbei etwa nach Nassa am Ukerewe führen würde. Die Bahn würde bis zum Kilimandscharo Ebenen durchschneiden, ebenso von Kruscha bis zum Manyara. Eine große Schwierigkeit bliebe immer die Ersteigung der von da an sich steil erhebenden Plateaus, aber wenn diese überwunden sind, ginge die Linie wieder fast eben bis zum Großen See, wo sie an der „innern Küste“ Deutschostafrikas ein Verkehrsgebiet erschlösse, das einst nur dem des Indischen Ozeans selbst nachstehen wird. Bei dieser Gelegenheit möchten wir gleich darauf hinweisen, daß die Frage der Schiffbarkeit des Ukerewe für größere Dampfer jetzt für gelöst gelten darf. Er ist fast überall selbst für Schiffe von sechs Meter Tiefgang zugänglich. Die Schwierigkeit liegt in der Beschaffung der Heizung; Holz ist hinreichend vorhanden, es wären also Kohlen oder Erdöl hinaufzuschaffen. Die von Baumann empfohlene Linie würde die fruchtbarsten Gebiete von Usambara, Pare und den Kilimandscharo berühren, die von ihm besonders hochgestellte Masaihochländer durchschneiden, vorzügliche Rochsalzlager erschließen. Sie hätte endlich den Vorteil, wenig von der Luftlinie abzuweichen.

Doch ostafrikanische Bahnlinien von solcher Größe sind einstweilen nur Pläne, Entwürfe. Das nächste, woran man Hand anlegen kann, sind die kleinen Verbesserungen des Bodens und der Menschen: Feld und Gärten vermehren, Bewässerungs- und Straßenanlagen schaffen, die störenden, von Raub

lebenden Teile der Bevölkerung niederhalten, den Fleißigen Schutz gewähren und zu nützlichen Leistungen anregen. Daneben verdienen die Missionen und die Erforschung des Landes jede mögliche Förderung. Es gehört zu dem Wohlthwendsten in den beiden Reise werken, daß man nicht bloß den allgemeinen Eindruck erhält, Deutschostafrika sei ein vielversprechendes Gebiet, sondern daß auch Stuhlmann und Baumann beide in der Lage sind, auf so manchen Ansatz zum Bessern hinzuweisen, der sich unter der jungen, selbst noch im vollen Lernen stehenden deutschen Verwaltung entwickelt. Die Schilderung, die Stuhlmann von der patriarchalisch verwalteten, nach allen Seiten gute Anregungen gebenden Station Bukoba giebt, ist eine sonnige kolonialpolitische Idylle, die man mit Befriedigung und voll Hoffnung betrachtet.



Zur Reform des höhern Mädchenschulwesens in Preußen



Als im Jahre 1892 die Vorberatungen über die nun durch die Ministerialverordnungen vom Mai d. J. beendete Reform des Mädchenschulwesens begannen, haben die Grenzboten in einem Aufsätze aus kundiger Feder (51. Jahrgang, Heft 46) den Vorschlag gemacht, daß man, wie das anderwärts geschehen ist, das Vorbild der Knabenschulen endlich aufgebe und für die obern Stufen statt der durch die Verbindlichkeit aller Unterrichtsgegenstände leicht beförderten Oberflächlichkeit eine Vertiefung und Beschränkung anstrebe, indem man einen Teil der Fächer „wahlfrei“ mache. Der Verfasser hat seinen Aufsatz dem preussischen Kultusminister und dem Dezerenten jenes Unterrichtszweiges zugesandt und zu seiner Freude wahrgenommen, daß die von ihm vorgeschlagne und aus der Praxis begründete Maßregel in der That eingeführt worden ist, wenn auch in andrer Form, als er es gemeint hatte. Diese Freude an einem sachlichen Erfolge wollen wir uns nicht dadurch verkümmern lassen, daß man in Berlin die Sache einfach als eigne Erfindung verkündigt hat, daß man sie als den „organisatorischen Gedanken“ in der Nationalzeitung hat preisen lassen und von der Quelle, aus der man schöpfte, nichts gesagt hat. Die Grenzboten sind das gewohnt, und von den Berlinern ist man solche „Aneignungsmethoden“ auch gewohnt.

Wir haben uns mit der Reform beschäftigt, als sie geplant wurde; wir wollen auch der vollendeten einige Worte widmen.